Prolog

Ein Schmerz tief in ihrem Inneren drang an die Oberfläche und holte sie aus der Finsternis. Es war ein dumpfer Schmerz, der in ihrem Kopf im Einklang mit dem Schlag ihres Herzens pochte. Und kaum, dass sie den Schmerz wahrnahm, kehrte auch der Brechreiz zurück. Dieses Gefühl, sich übergeben zu müssen, war grausam. Denn sie konnte nicht erbrechen. Ihr Magen gab nichts mehr her. Mit einem Mal bahnte sich die Erinnerung mit Brachialgewalt ihren Weg. Es nahm ihr den Atem. Sie riss die Augen auf und schrie. Schrie wie ein Tier. Laut und kreischend. Hysterisch vor Todesangst. Das Herz raste. Hämmerte wie wild gegen ihre Rippen. Schweiß rann ihr in die Augen. Brannte wie Höllenfeuer. Sie wollte schlucken. Doch ihr Mund war ausgetrocknet. War das das Ende? Wie lange lag sie schon hier? Ihr Zeitgefühl war bereits tot. Sie nahm ein Wimmern wahr. Es klang herzerweichend. „Hallo?“ Sie erschrak. Wessen Stimme war das? Und dann wurde ihr bewusst, dass sie es war, die so erbärmlich wimmerte. Niemand war hier. Niemand war in ihrer Nähe. Sie war allein. Wo war sie? Wo war …

Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. So fest, dass sie glaubte, ersticken zu müssen. Ersticken! Dieses Wort raubte ihr beinahe die Sinne. DAS war für sie schon immer die grausamste Todesart gewesen. Zu wissen, dass keine Rettung kam und der Sauerstoff erbarmungslos zur Neige gehen würde. Sie atmete schnell, flach. Und dann erlöste sie eine Phase der Bewusstlosigkeit von ihrem Leiden. Sie würde nie erfahren, wie lange sie den Seelenqualen mithilfe ihrer Ohnmacht entgangen war. War der Zeitraum lang gewesen? War er nur von kurzer Dauer? Es spielte keine Rolle mehr. Irgendwann drang ein merkwürdiges Rasseln an ihre Ohren und holte sie erbarmungslos aus der Bewusstlosigkeit zurück. Zunächst war das Rasseln kaum hörbar gewesen. Doch es wurde laut und immer lauter. So laut, dass es schmerzte. Es dröhnte in ihrem Kopf. Und dieses Dröhnen aktivierte irgendeine Gehirnzelle, die für den Bruchteil einer Sekunde ein Stückchen Erinnerung freigab. Die Erinnerung an diesen völlig unverhofften Schlag. Dieser Schlag auf den Kopf hatte sie schachmatt gesetzt. Zuvor hatten sich ihre Blicke gekreuzt. Ein Stöhnen entwich ihren aufgeplatzten Lippen. Diese Augen. Was hatte sie in ihnen alles gesehen! Hass. Unbändige Wut. Und Mordlust. Einen hohen Grad an Geisteskrankheit. Wahnsinn. Alles spiegelte sich in ihnen wider. Nur nichts Menschliches mehr. Sie war zurückgetorkelt und hatte einen weiteren Schmerz gespürt. Und dann … Wieder schwanden ihr die Sinne. War sie nicht eben noch da gewesen? Die Erinnerung? Sie war wie aus dem Nichts aufgetaucht. Doch sie war verschwunden, ehe sie sie greifen konnte. Und mit einem Mal versank alles in einem undurchdringlichen Nebel. Wollte ihr Schutzengel ihr etwas Gutes tun, indem er sich schützend vor ihre Erinnerungen stellte? Doch sie wollte sich erinnern. Was war bloß geschehen? Warum lag sie hier? Und vor allem: Wo war sie? Sie riss die Augen auf. Blinzelte. Versuchte, irgendetwas zu erkennen. Doch sie war von tiefer Finsternis umgeben. Egal, wie weit sie die Augen aufriss, es blieb schwarz. Hatte sie ihre Sehkraft verloren? War sie blind? Das Herz hämmerte wie wild. Ihr Körper produzierte Mengen von Adrenalin, die jenseits aller Grenzen waren. In ihrem Unterbewusstsein manifestierten sich Gedanken, die nicht mehr zu ertragen waren. Sie war blind. Und sie musste ersticken. Ein schriller Schrei entfuhr ihren Lippen. Danach lag sie kraftlos da. Für einige Sekunden war die Angst zurückgewichen. Sie versuchte, zu denken. Aber es gelang ihr nicht. Ihr Gehirn war nicht mehr in der Lage, klare Gedanken zu produzieren. Die Angst hatte sich in jeder Zelle eingenistet. Sie unternahm einen Versuch, sich auszustrecken. Es gelang ihr nur zum Teil. Ihre Füße stießen an ein Hindernis. Sie nahm alle ihre noch vorhandenen Kräfte zusammen und trat gegen diese Wand. Wieder und immer wieder. So lange, bis sie in die nächste Phase der Bewusstlosigkeit glitt. Von Zeit zu Zeit hörte sie sich wimmern oder ihren Atem rasseln. Bruchstücke der letzten Tage krochen mühsam an die Oberfläche. Und immer, wenn sie sich darauf zu konzentrieren versuchte, gewann der Schmerz in ihrem Kopf die Oberhand. Tiefe Verzweiflung ließ sie zunächst erstarren. Doch danach gewann ihr Überlebenswille die Oberhand. Sie schrie um Hilfe. So laut es ihr möglich war. Noch nie in ihrem Leben hatte sie um Hilfe geschrien. Doch jetzt war die Zeit dafür gekommen. „HILFE!“ Gleichzeitig trat sie mit den Füßen gegen diese verfluchte Wand. Und sie hämmerte mit den Fäusten an die viel zu niedrige Decke. Kratzte mit ihren Fingernägeln

gegen das Holz, dass sie zersplitterten. Ihr Aufbäumen endete abrupt. Sie lauschte. War da irgendein Geräusch? Irgendetwas? Das Singen eines Vogels vielleicht? Das Rauschen des Windes? Nein. Da war nichts. Absolut nichts. Nur Totenstille. Und wäre in ihrer Nähe irgendjemand gewesen, hätte er ein Jaulen gehört. Denn die Geräusche, die aus ihrer Kehle drangen, konnte man nicht als Weinen bezeichnen. Es waren verzweifelte Klagelaute einer Frau, die wusste, dass sie sterben würde. Allein und ohne jegliche Hoffnung auf Rettung. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, riss der Nebelschleier plötzlich auf und gab alle Erinnerungen frei. Warum hatte ihr Schutzengel sie gerade jetzt verlassen? Warum hatte er den Schalter umgelegt und ihr ermöglicht, auf ihr Leben zurückzusehen? Sie wälzte sich mühsam auf die Seite und rollte sich, so gut es ging, in die Fötushaltung. Und dann weinte sie. Leise. Hemmungslos. Die deutsche Sprache, die für Klarheit und Genauigkeit stand wie keine andere Sprache, hatte kein Wort parat, das ihren wahren Zustand beschreiben konnte. Sie war mehr als nur tief verzweifelt. Sie hatte mehr als nur Todesangst und Panik. Sie hoffte, nein, sie betete, nie wieder aufzuwachen. Kurz vor ihrem Tod betete sie zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie hatte keine Ahnung, ob Gott das als Todsünde einordnen würde. Konnte man vor seinem Tod noch eine Todsünde begehen? Sicher war das möglich. Es lag eine gewisse Ironie darin. Aber es hatte keine Bedeutung mehr.

„Lieber Gott, erlöse mich von meinem Leiden und sage meinen Lieben, dass sie nicht traurig sein sollen. Denn wir werden uns wiedersehen. Ich danke dir."

EINS

Die Herbststürme rütteln an unserem Plattenbau. Ich lehne mich zurück, lege die Füße auf meinen Schreibtisch, verschränke die Arme im Nacken und beobachte die dicken grauen Wolken, die vom Sturm über das Land getrieben werden. Es gibt sie noch. Die Wolken, wie man sie aus Kindheitstagen kennt und wie sie von Malern aus vergangenen Jahrhunderten auf die Leinwand gebracht wurden. Sie sind selten geworden, diese Gebilde, in denen man Figuren erkennen kann, sofern man sich die Mühe macht, lange genug nach oben zu schauen. Und wenn man über eine gewisse Portion Vorstellungskraft verfügt. An den meisten Tagen jedoch sieht man nur noch Schleier, milchig-graue Schleier, geboren aus Streifen, die Flugzeuge hinter sich herziehen. Zum Glück hat nichts mit nichts zu tun, so dass man sich keine Sorgen machen muss.

Während ich versuche, Figuren in den Wattewolken zu erkennen, schweifen meine Gedanken ab. Ich denke an meinen Sohn Sebastian und meine Enkeltochter Emma, die in Hedda eine liebevolle Ersatzmutti gefunden haben könnte. Jedenfalls habe ich bei meinem dreiwöchigen Aufenthalt in Norwegen nichts erkennen können, was Hedda in einem schlechten Licht dastehen ließe. Wie es meiner Natur entspricht, war ich mit einer riesengroßen Portion Skepsis und Misstrauen und Vorbehalten und Vorurteilen aufgebrochen. Als Ausgleich hatte ich mir vorgenommen, den Mund zu halten – komme, was wolle. Willi hatte mir versprochen, sich sofort zwischen mich und die Stiefmutti von Emma zu werfen, wäre ich wortbrüchig geworden und hätte meine festen Vorsätze über Bord geworfen. Doch Winterstein musste nicht eingreifen. Ich bin noch heute stolz auf mich, dass sich Willi zu keinem Zeitpunkt zwischen uns stellen musste. Ich rastete weder verbal noch körperlich aus. Und wenn ich ehrlich bin, dann war das durchaus nicht nur mein Verdienst. Hedda machte es mir leicht. Sie kümmerte sich liebevoll um Emma. Und Sebastian scheint glücklich zu sein. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit. Nach meinem dreiwöchigen Aufenthalt in Tromsø kehrte ich mit Willi an meiner Seite nach Sassnitz zurück. Aber nicht nur mein Lebensgefährte und Kollege fuhr mit mir nach Hause. Begleitet wurde ich von der Gewissheit, dass Emma in einer kleinen, glücklichen Familie aufwächst.

Verwundert registriere ich, dass mir etwas von der Nasenspitze tropft. Es sind Tränen. Tränen des Glücks, dass meine Enkeltochter in Geborgenheit aufwachsen wird. Ich zerre ein Taschentuch aus der Hosentasche und schniefe mit Inbrunst. Danach atme ich tief ein und aus. Mein Sohn ist glücklich. Emma ist glücklich. Und ich bin es auch. Wahnsinn. Vor wenigen Monaten hätte ich jede Wette verloren, wenn mir jemand dieses Ausmaß an Glück prophezeit hätte. Denn damals hatte Franziska von Weßelowski, genannt Schneewittchen, den Boden von Sassnitz erneut betreten. Im nachhaltig versifften Wickeltuch Emma eingebunden.

Schneewittchen. Ich überlege, warum ich ihr vor langer Zeit diesen Spitznamen gab. Vor meinem geistigen Auge erscheint die junge Frau, die einst blutrot gefärbte lange Haare trug, einen schneeweißen Teint aufgrund viel zu hohen Tabakkonsums und unzureichender Ernährung und schwarz nachgezogene Lippen hatte. Ihr Aussehen hat sich inzwischen geändert. Ihre Kurzhaarfrisur leuchtet in grellen Regenbogenfarben. Die Lippen sind meist lila geschminkt. Nur die fahle Gesichtshaut ist unverändert geblieben. Und ihre hochgradig geistige Beschränktheit. Schneewittchen. Die Mutter von Emma und zeitweise halbherzige Freundin meines Sohnes. Sie war zurückgekommen, um Sassnitz, dieses Land, den Kontinent, die Welt und das Klima zu retten. Vielleicht hatte sie sogar Pläne für klimaneutrale Waffen im Gepäck. Ideen, wie abgeschossene Patronen mehrfach verwendet werden können, um den CO2-Abdruck zu minimieren. Auf alle Fälle wollte sie einen tierleidlosen Weihnachtsmarkt ins Leben rufen, nachdem ihre Mitstreiterin, eine ehemalige Beraterin für Demokratieverständnis, ihr neues Projekt für Persönlichkeitsentfaltung nicht mehr verwirklichen konnte. Denn sie starb vor ihrer Zeit und wurde gemeinsam mit ihrem Verständnis für Demokratie beerdigt. Zum Glück gibt es trotzdem noch genügend Demokratie für uns alle.

Franziska und drei ihrer ehemaligen Schulfreundinnen wurden im Alter von fünfzehn Jahren zu Mörderinnen. Ob das Absicht gewesen war, muss nun ein Richter entscheiden. Wenn es nach mir ginge,

würde ich Franziska für alle Zeiten wegsperren. Diese Frau mit ihrem affigen, kindlich-naiven Getue, mit ihrer affektierten Aussprache und ihrer global-woken Weltanschauung wird mir ein Leben lang ein Rätsel bleiben. Und sie wird mir für alle Zeiten verhasst sein. Franziska vergaß zeitweise, eine Tochter geboren zu haben. Und sie rechtfertigte sich mit ihren Weltrettungsplänen. Ich bin noch heute stolz auf mich, ihr eine runtergehauen zu haben. Und noch stolzer macht mich der Gedanke, auf sie geschossen zu haben. Ja, ich habe auf die Frau geschossen, die kurzzeitig meine Schwiegertochter zu werden drohte. Ich nutzte die Gunst der Stunde. Denn drei Sekunden brauchte ich, um zu wissen, dass ich nie wieder eine solche Gelegenheit bekommen würde. Franziska stand neben ihrer ehemaligen Freundin, die zu einer Mörderin geworden war. Und ich setzte diese Freundin schachmatt, ehe sie einen zweiten Mord begehen konnte. Ich verfehlte sie zwar und traf ihr potenzielles Opfer. Aber das war zweitrangig. Immerhin fiel das Messer zu Boden, mit dem sie ihr zukünftiges Opfer, eine Schulleiterin, bedroht hatte. Diese ging dank meines fehlgeleiteten Schusses auch zu Boden, wurde aber nur leicht verletzt. Doch meine zweite Kugel traf. Zum ersten Mal in meiner langen Dienstzeit traf ich das Ziel. Die Wade von Franziska von Weßolowski. Wilfried Winterstein und Andy „Bolle“ Bollermann waren Zeugen dieser beinahe aus dem Ruder gelaufenen Situation. Doch die Schüsse waren notwendig gewesen, um das Leben der Schulleiterin zu retten, wie beide glaubhaft bescheinigten.

Ich wundere mich, dass mir nicht erneut die Tränen kommen.

Eigentlich müsste meine Rachsucht nun gestillt sein. Doch ich ertappe mich immer wieder bei dem Wunsch, Franziska in der U-Haft zu besuchen und ihr erneut eine schallende Ohrfeige zu verpassen. Der Hass auf diese Frau hört nicht auf und ist an manchen Tagen ausgeprägter als meine Feindschaft zu Frau Barbara Leitmeyer-Mummelthey. Sie wurde vor einigen Jahren meinen beiden Kollegen Winterstein und Bollermann und mir als Dienstvorgesetzte vor die Nase gesetzt. Der liebe Gott entschied, sie mit einem messerscharfen Verstand zu segnen. Und inzwischen weiß ich, dass Gott über viel Humor verfügt. Er lacht gern. Ungerecht finde ich nur, dass er auf unsere Kosten lacht. Denn der angeborene Scharfsinn der Leitkuh ist nur für Auserwählte zu erkennen. Und zu diesem Kreis zählen wir nicht. Immerhin ermöglicht er unserer Dienstvorgesetzten, unser Präsidium sogar dann noch zu finden, wenn eine unverhoffte Umleitung zu meistern ist. Die Leitkuh ist die einzige und damit beste Freundin meiner übergriffigen Mutter. Beide haben eine große Gemeinsamkeit. Sie können mich nicht leiden. Und bei beiden ist das Namensgedächtnis bedauerlicherweise nicht ausgeprägt. Das mag bei einer Rentnerin nicht weiter tragisch sein. Aber bei einer Kriminalbeamtin sollte es einigermaßen funktionieren.

Ich beobachte ein paar Möwen, die gegen die Sturmböen ankämpfen und über unser Dach segeln. Die Kontur einer weißen Wattewolke ähnelt für ein paar Sekunden einem Pudel. Lächelnd beobachte ich die kreischenden Möwen. Dankbarkeit und Ruhe sind in mein Gemüt eingekehrt. Ich fühle mich beinahe schon überglücklich.

Auf dem Flur poltert und scheppert es. Und dann flucht unsere Putzfee Anne-Marie Dänzel-Trentzsch. Sie ist stets zu ausführlichen Gesprächen bereit, die ihr helfen, die Arbeitszeit zu überbrücken. Und wenn sie niemanden findet, mit dem sie ihre Kommunikationsfreudigkeit teilen kann, dann spricht sie mit sich selbst. Diese Eigenart hat sie in letzter Zeit in rasantem Tempo weiterentwickelt. Sie spricht nicht mehr nur mit sich selbst, sondern sie lacht auch lauthals und völlig unvermittelt auf. Das kann mitunter erschreckend sein. Aber heute bin ich, wie gesagt, überglücklich und geneigt, auf den Flur zu rennen und mitzulachen. Worüber auch immer. Notfalls grundlos. Doch im Moment hält das Fluchen an. Und so gedulde ich mich. Die Dänzel-Trentzsch war lange Zeit krankgeschrieben. Und unser Präsidium bekam unverhofft die Gelegenheit, mehrere Ersatz-Putzfeen beider Geschlechter kennenzulernen. Unabhängig von den Sprachkenntnissen einte die aus mehreren Nationen stammende Putzkolonne ihr Unvermögen oder ihre fehlende Lust am Saubermachen. Tymofi, ein langer, dürrer junger Mann aus irgendeinem Teil der Erde, lag unangefochten auf Platz eins der Unwilligen. Er kam ein paar Tage, lachte uns freundlich an und beobachtete den hygienischen Zustand der Räume und den Füllstand der Abfallbehälter. „Klo isch nisch machen“, erklärte er mir kategorisch.

„Das is ähklisch. Schau, Scheiße gespritzt bis da. Nisch mit mir. Und Körbe für Papier noch lär. Alles gutt.“ Nach vier Tagen verließ uns die Fachkraft mit dem nachgewiesenen Sprachzertifikat A1 wieder. Danach kam niemand mehr. Und Dr. Richard Vogel, unser Staatsanwalt, erließ einen Maßnahmenkatalog. Die Toiletten wurden wegen angeblicher Baumaßnahmen für Besucher gesperrt. Und obwohl die Besucher höflich um Verständnis gebeten wurden, ließen einige dieses vermissen. Die Diensträume mussten in Eigenverantwortung und Eigenregie gesäubert werden. Wie hatte Margot Honecker nach dem Untergang der DDR einst prophezeit? „Die Saat des Sozialismus wird wieder aufgehen. Es wird ein wenig dauern. Aber der Sozialismus kommt stärker zurück, als er je war.“ Insofern ist es kein Wunder, dass wir uns ausnahmslos freuten, unsere plärrende Anne-Marie wieder begrüßen zu dürfen. Sie arbeitet wenig, aber mehr als alle ihre Vertreter zusammen. Und wir müssen unsere Büros nicht mehr selber reinigen.

Ich nehme die Füße vom Schreibtisch und gehe ans offene Fenster. Wenn ich mich etwas aus dem Fenster lehne, erkenne ich rechts sogar ein Stück von der Ostsee. Mächtige Wellen rasen auf das Festland zu. Schaumkronen strahlen im Sonnenlicht schneeweiß, während das Wasser fast tiefschwarz glitzert. Es sind die besonderen Farbakzente gepaart mit dem Tosen des Meeres, die mich immer wieder begeistern. Ein paar mit Touristen schwer beladene bunte Ausflugskähne tuckern in Richtung Königsstuhl, dem Wahrzeichen Deutschlands größter Insel. Im April 2023 löste ein spektakuläres Bauwerk die historische Aussichtsplattform ab. Wer nur wenig Höhenangst hat und wen es nicht stört, wenn der Boden leicht vibriert, sollte unbedingt der teilweise freischwebenden Konstruktion einen Besuch abstatten, die man in Anlehnung an unsere deutsche Muttersprache Skywalk nennt. Man darf diese Konstruktion natürlich auch gern als ellipsenförmigen Rundweg bezeichnen. Keinesfalls sollte man sich den Blick vom 118 Meter hohen und auch bekanntesten Kreidefelsen unserer Insel entgehen lassen. Die Sicht auf den Victoriafelsen und die Stubbenkammer, wie unser umliegendes Küstengebiet genannt wird, ist einmalig schön.

Am liebsten würde ich jetzt durch den Buchenwald spazieren, dessen Laub sich bereits prächtig verfärbt hat. Meine Mehrarbeitsstunden würden es locker erlauben. Doch Anne-Marie hat sich die Leitkuh gekrallt. Das etwas irrsinnig und lauthals dröhnende Lachen der Putzfee mischt sich mit dem aufreizenden Gaggern der Leitkuh. Mein Gefühl der schwerelosen Glückseligkeit erhält einen kleinen Dämpfer. Ich fühle mich nicht mehr ganz so glücklich. Endgültig hinüber ist es, als ich die Stimme meiner Mutter höre, die es sich zur Gewohnheit gemacht hat, zur Mittagsstunde die Leitkuh aufzusuchen. Die beiden Hexen essen relativ regelmäßig in unserer Kantine. Infolgedessen bin ich gezwungen, meine Mittagspause so zu legen, dass ich beiden nicht begegne. Ein Umstand, der mich an guten Tagen zur Raserei treibt und an schlechten Tagen eine enorme Gewaltbereitschaft auslöst, die ich nur mühsam unterdrücken kann. Willi ist der Meinung, dass es meine Schuld ist, wenn ich klein beigebe. Doch den Anblick meiner Mutter und der Leitkuh und deren lautes, geistfreies Quatschen beim Essen zu ertragen, gelingt mir nicht.

„… meine liebe Frau Heiselleier“, kräht meine Mutter über den Korridor.

„Und da sage ich so!“, brüllt Anne-Marie Dänzel-Trentzsch, „Das kann doch wohl nicht wahr sein! Und da sagt der, und ob das sein kann!“ Es folgt eine heftige Lachattacke. Die Worte der Leitkuh verstehe ich nicht. Am Ende ihrer Rede erntet sie hysterisches Lachen unserer Putzfee und bewundernde Ausrufe meiner Mutter. „Sie sagen es, Frau Heimerluller. Ich bin ganz Ihrer Meinung.“

Mein Magen knurrt gewaltig. Heute gibt es Hackbraten à la Fischer sin Frau mit holländischer Soße und einer Ofenkartoffel. Die lautstarke Unterhaltung des Damentrios scheint mächtig Fahrt aufzunehmen. Ich denke an Herrn Gunthau, meinen langjährigen Psychotherapeuten. Was würde er mir in meiner jetzigen Situation wohl raten? Warten, bis die Kantine schließt und wutschnaubend nach Hause latschen wohl eher nicht. Also gebe ich mir einen Ruck. Atme tief durch, verlasse mein Büro, sage „Guten Tag“ und quetsche mich an der Dänzel-Trentzsch vorbei. Dies löst bei meiner Mutter zunächst Sprachlosigkeit aus. Doch die dauert nur drei oder vier Sekunden. „Na, sag mal. Mehr hast du

nicht zu sagen? Ich bin immerhin deine Mutter! Da wird man doch wohl etwas mehr erwarten können? Was sagen Sie dazu, meine liebe Frau Leiermurmel? Da fehlen einem doch die Worte, oder?“

Die fehlenden Worte der Leiermurmel vernehme ich nicht mehr, denn da bin ich bereits abgebogen und sause die Treppen hinunter.

„… typisch meine Tochter“, hallt es durch das Treppenhaus.

Beim Anblick des Essens erntet unser Koch bereits jetzt ein Lob von mir. Er belohnt meine Vorschusslorbeeren mit einer zweiten Ofenkartoffel. In der Ecke unserer Kantine setzt Dr. Henning Wahlberg, unser Rechtsmediziner. Wir, also Wahlberg und ich, sind das beste Beispiel dafür, wie aus Feinden Freunde werden können. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob diese Änderung schleichend oder über Nacht daher kam. Zu Beginn unserer Zusammenarbeit lieferten wir uns beinahe tödliche verbale Scharmützel. Inzwischen würden wir füreinander durchs Feuer gehen. „Mahlzeit, Dr. Wahlberg“, grüße ich lächelnd.

„Meine liebe Frau Burmeister! Schön, Sie zu sehen. Endlich mal ein freundliches Gesicht.“

„Echt jetzt? Gucke ich freundlich? Ich bin gerade der Leitkuh und meiner Mutter begegnet und hätte schwören können, dass ich ganz finster aus der Wäsche schaue.“

„Da kann ich Sie beruhigen. Sie sehen attraktiv und freundlich wie immer aus.“

Ich setze mich Wahlberg gegenüber und mustere ihn mit zusammengekniffenen Augen. „Sie verarschen mich doch jetzt.“

Ein kaum wahrnehmbares Lächeln umspielt die Mundwinkel von Wahlberg. „Die Zeiten sind vorbei“, erinnert er mich. „Ich wünsche Ihnen guten Appetit. Es schmeckt wieder ganz vorzüglich. Unser Koch ist ein wahres Genie. Ich wundere mich, dass es ihm genügt, in unserer Kantine zu zaubern. Ihn würde doch jedes Restaurant gern beschäftigen.“

„Reden Sie bloß nicht so laut“, raune ich über den Tisch. „Am Ende streicht er hier wirklich noch die Segel. Das wäre eine Katastrophe.“

Wahlberg nickt vehement. Er hat seinen Teller bereits leergeräumt und legt das Besteck ab. Es wird ruhig an unserem Tisch. Ich widme mich dem Essen. Und Wahlberg starrt die Wand an. Ich weiß, woran er denkt. An Hasi-Mausi-Schnucki, der von seinem Ehemann Wahlberg zu Oliver Teichert degradiert wurde, seinen bürgerlichen Namen. Olli Teichert war einst unser IT-Experte, dem ich nicht nachtrauere. Denn ein Experte war er nie. Und selten war auf ihn wirklich Verlass. Unsere Zusammenarbeit erhielt vor allem während der Coronazeit einen üblen Dämpfer. Eine Zeit, die aus meiner Sicht einem dystopischen Albtraum aus staatlicher Übergriffigkeit, massiver Propaganda und gesellschaftlicher Spaltung glich. Der Staat war auf dem besten Weg zur Diktatur und Teichert schloss sich der willfährigen von Regierung, Medien, Kirchen, Sportverbänden und Unterhaltungsindustrie orchestrierten Masse an und drosch verbal auf Zweifelnde ein. Teichert unterlag vom ersten Tag an einem irrationalen Panikmodus und verachtete jeden, der seine Panik nicht teilte. Und nun hat er gekündigt. Und ich vermisse ihn nicht. Teichert sitzt zu Hause und ist zu einem professionellen YouTuber mutiert. In seinem Kanal bigolli unterhält er seine Zuschauer, indem er ihnen irgendwelche Spiele präsentiert.

„Schmeckt es?“. Wahlberg reißt mich aus meinen Gedanken.

„Es schmeckt wunderbar“, bestätige ich.

„Wieso haben Sie zwei Ofenkartoffeln bekommen?“

„Weil ich unseren Koch gelobt habe.“

„Schon vor dem Essen also. Das muss ich mir merken.“

Wir lächeln uns an. Ich sehe, dass Wahlberg reden will. „Wie geht es Ihrem Mann?“

„Stellen Sie sich vor, Frau Burmeister, ich habe ihm gesagt, dass ich die Scheidung in Erwägung ziehe.“

„Und wie hat er reagiert?“

„Gar nicht. Er hat mir nicht zugehört. Er ist in seiner Spielewelt versunken. Es ist so gekommen, wie ich es befürchtet hatte. Oliver verlässt das Haus nicht mehr. Er kauft online ein und lebt von Pizza, die

er sich bestellt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann wir zuletzt gemeinsam etwas unternommen haben."

„Ach du Elend", entfährt es mir. „Das ist aber sehr heftig. Ich erinnere mich noch an Ihren Urlaub in Finnland. Wir hatten es hier mit einer Masse aus Fleisch, Blut und zerborstenen Knochen zu tun. Und sie saßen mit Teichert in einer finnischen Sauna."

„Ich erinnere mich. Da war jemand in der Silvesternacht vom Dach des Rügen-Hotels gesprungen."

„Wenn auch nicht freiwillig. Aber damals war Ihr Mann noch voller Elan."

„Das ist er auch heute noch. Aber nur, wenn es sich um seine virtuelle Welt handelt. Er vermisst weder die Menschen noch die frische Luft."

„Sie glauben nicht, dass sich das wieder bessern könnte?"

Wahlberg beißt sich auf die Unterlippe. „Ich fühle mich zu Gottfried hingezogen."

Verständnisvoll nicke ich. Dann macht es klick. „Was?! Und Gottfried? Ich meine, was sagt Gottfried dazu? Er war doch immer in mich verknallt!"

„Wir sind kein Liebespaar, Frau Burmeister."

Ich gebe mir Mühe, dass Wahlberg nicht sieht, wie ich erleichtert aufatme. Die Vorstellung, dass sich der pensionierte Arzt Dr. Gottfried Brechtken mit Wahlberg im Bett räkelt, schmeckt mir nicht. Ich liebe seine Avancen. Aber mehr auch nicht. Es käme mir nicht in den Sinn, mit Brechtken auch nur eine Nacht zu verbringen. Dafür liebe ich meinen Willi viel zu sehr. Doch es ist schön, wenn man als Frau mittleren Reifegrades immer noch Komplimente bekommt. Und Brechtken ist ein Meister der alten Schule.

Ich spüre den Blick von Wahlberg auf mir ruhen. Unsere Augen treffen sich. Und wir lachen beide lauthals los. „Jetzt hatten Sie tatsächlich Angst, ich könnte Ihnen den Arzt ausspannen, was?"

„Blödsinn", wehre ich ab und merke, wie mir das Blut zu Kopf steigt. „Zwischen Gottfried und mir ist rein gar nichts. Das wissen Sie doch."

„Gottfried ist scharf auf Sie, Frau Burmeister. Und er hat die Hoffnung nicht aufgegeben, dass doch noch was zwischen Ihnen laufen könnte."

„Das hat er Ihnen gesagt?" Mir wird heiß und kalt. Ein wenig Geplänkel ist schön. Aber wenn Brechtken tatsächlich auf die Gunst irgendeiner Stunde hofft und wartet, dann geht mir das zu weit.

„Gesagt hat er das nicht", erwidert Wahlberg. „Aber wenn Sie unserem Winterstein den Laufpass geben würden, wäre Gottfried eine Minute später da."

„Das ist Scheiße", entfährt es mir.

Wahlberg macht große Augen. „Wieso?"

„Weil ich nicht möchte, dass irgendein Mann auf mich wartet und hofft, dass meine derzeitige Beziehung in die Brüche geht."

„Das ist eine harte Formulierung. Ich glaube nicht, dass Gottfried darauf hofft. Er würde sich halt nur freuen, wenn er Willi ablösen könnte."

„Das macht die Sache nicht besser. Ich werde wohl mit ihm reden müssen."

„Frau Burmeister, bleiben Sie ruhig. Es war wohl falsch von mir, darüber zu reden. Sie bringen Gottfried nur in Verlegenheit. Lassen Sie alles auf sich beruhen. Es ist doch gut so, wie alles ist. Unsere gemeinsamen Abende sind so schön. Am Ende sind Brechtken und Winterstein einander spinnefeind."

„Da haben Sie recht. Wir lassen es so, wie es ist."

Wahlberg atmet erleichtert auf.

„… liebe Frau Hullereimer. Ich denke in dieser Hinsicht wie Sie. Aber diese Frau Tellerräntsch ist eine ganz schöne Granate. In einem Punkt hat sie natürlich recht."

Das Gaggern der Leitkuh unterbricht den Redeschwall meiner Mutter. „Und zwar was meine Tochter betrifft", nimmt die den Faden wieder auf.

Ich tausche einen Blick mit Wahlberg, der meine Hand tätschelt. In diesem Moment betreten mehrere Beamte die Kantine. Die Ausführungen meiner Mutter, in welchem Punkt die Dänzel-Trentzsch recht hat, gehen in der lautstark geführten Unterhaltung unter. Ich knülle die Folie

zusammen, lege das Besteck auf dem Teller ab und gebe unserem Rechtsmediziner ein Zeichen, mit mir die Kantine zu verlassen.

„Sie sollten Ihren Tagesablauf nicht durch Ihre Mutter bestimmen lassen“, rät er mir.

„Das sagt Willi auch. Also gut. Dann bleibe ich sitzen und warte, bis Sie mit einem Kaffee zurückkommen.“

Wahlberg lacht kurz auf und geht zu unserem Getränkeautomaten. Ich beobachte aus den Augenwinkeln meine Mutter und die Leitkuh. Beide tun so, als wäre ich Luft und gehen ans andere Ende der Kantine. Erleichtert atme ich auf. Wahlberg serviert mir einen Cappuccino. Es dampft aus der Tasse. Und es schmeckt nicht mal ganz schlecht. Ich starre in die Tasse und kann mir selber nicht erklären, warum ich mich ausgerechnet jetzt an einen Beitrag erinnere, den ich vor einigen Tagen in der Ostseezeitung las. Einen Beitrag, der mich sehr beschäftigte und auch sehr erstaunte. Denn er bestritt mal nicht die Wahrheit. Vielmehr wurde offen und ehrlich darüber informiert, dass beispielsweise in Backwaren oder Fertiggerichten Insekten enthalten sein können. „Ob hier auch Mehlwürmer drin sind?“, frage ich, während ich skeptisch mit dem Löffel in der Tasse rühre.

„Mehlkäfer waren schon lange als Lebensmittel zugelassen. Wussten Sie, dass beispielsweise schon seit 2021 die Larve des Gelben Mehlwurms verarbeitet werden durfte? Das Tier darf als ganzes getrocknetes Insekt oder in Pulverform beigemengt werden, ähnlich wie die Wanderheuschrecke. Nur deren Flügel und Beine dürfen nicht verwendet werden.“

Ich stelle meine Tasse viel zu hart auf. „Wir fressen seit vielen Jahren Würmer und Heuschrecken? Und wer rupft den Heuschrecken die Flügel und Beine raus? Das ist doch wohl ein Witz?“

„Ganz und gar nicht. Ein Jahr später kam die Hausgrille dazu. Acheta domesticas darf im Ganzen, gefroren oder gefriergetrocknet und zu Pulver vermahlen verwendet werden. Und in Fruchtgummis findet sich der Farbstoff E 120. Den liefert die Scharlach-Schildlaus durch Extraktion. Bei der jetzigen Neuzulassung geht es nur um die UV-Behandlung von Insektenpulver. Und neu ist auch, dass der Getreideschimmelkäfer verwendet werden darf. Als Paste oder Pulver kann er Keksen, Nudeln oder Chips beigemengt werden.“

„Ich bin fassungslos.“

„Und bisher auch ahnungslos gewesen, wie die meisten Menschen“, lächelt Wahlberg. „Und dabei kann das Essen von Insekten für Allergiker hochgradig gefährlich werden.“

„Gibt es keine Kennzeichnungspflicht?“

„Doch, angeblich gibt es eine. Aber wer liest sich schon auf jeder Verpackung die Zutaten durch? Außerdem wissen doch die meisten nicht, was beispielsweise mit dem Zusatzstoff E 904 gemeint ist.“

„Und was ist damit gemeint?“

„Ein Glanzüberzug aus Ausscheidungen von Lackschildläusen, mit dem man Schokolinsen appetitlich zum Glänzen bringt. Wollen wir weiter darüber sprechen?“

„Ich denke, ich habe für heute genug.“

Wahlberg scheint sein Getränk mit Genuss zu schlürfen. Ich trinke meinen Cappuccino weniger genüsslich. Restzweifel nagen in mir.

„Na, dann wollen wir mal wieder.“ Unser Rechtsmediziner beendet unser gemeinsames Mittagessen. „Haben Sie derzeit viel zu tun?“

„Nur Kleinigkeiten. Kleine Delikte, die mit Mord und Totschlag nichts zu tun haben.“

„Das hört sich ja fast enttäuscht an“, lacht Wahlberg.

„Es kommen bestimmt bald wieder bessere Zeiten“, zeige ich mich optimistisch. Im Foyer trennen sich unsere Wege. Wahlberg biegt in sein Totenreich ab. Und mir spuken meine Mehrarbeitsstunden immer noch im Kopf herum. Sonne. Sturm. Milde Temperaturen. Weiße Wattewolken. Wann, wenn nicht jetzt sollte ich mir freinehmen? Ich denke an Willi und Bollermann. Beide sind außer Haus. Wenn auch dienstlich. Ich sollte mich ihrer Außentätigkeit anschließen. Weniger dienstlich. Oder ich könnte Dienst mit Freizeit verbinden. In diesem Fall würde die Waage zugunsten meiner Freizeit ausschlagen. Und vor allem müsste ich keine Mehrarbeitsstunden opfern. Meine Entscheidung ist gefallen. Ich sause

nach oben und hole Tasche, Notizbuch und meine Jacke. Auf dem Flur kommt mir Joshua Johannes Schräpel entgegen. Er hat die Nachfolge vom dicken Teichert angetreten. Vorläufig wurde er nur befristet zu uns abgeordnet. Schräpel betrat unser Präsidium und wurde eine Stunde später von allen nur noch Jojo genannt. Jojo ist Mitte dreißig, extrem groß, extrem dürr mit extrem langen knochigen Armen und Beinen. Mit seinen langen Gliedmaßen wirkt er ein wenig wie eine Gottesanbeterin. Wir haben bisher nur ein paar nette Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht. Ich bin gespannt, wie sich die Zusammenarbeit mit Jojo gestalten wird, wenn wir es mit einem echten Fall zu tun bekommen.

Unser neuer Mitarbeiter schenkt mir ein Lächeln. „Sie sind auf Verbrecherjagd?"

„Sagen wir mal so. Aus Ermangelung von Toten, die nicht freiwillig starben, wurde ich dazu verdonnert, präventiv tätig zu werden. Ich soll einen jungen Mann bekehren, der sich vorerst noch mit Diebstählen in diversen Einkaufsmärkten und Geschäften begnügt."

„Bei Ihnen ist nicht viel los", glaubt Jojo.

„Ich versichere Ihnen, dass sich das jederzeit ändern kann. Wir haben hier schon genügend Mörder zur Strecke gebracht."

Jojo sieht mich hinter seinen Brillengläsern ungläubig an. Mir fällt zum ersten Mal die Farbe seiner Augen auf. Sie ist undefinierbar. Eine Mischung aus Blau und Grün und Grau. Ein dünner Dreitagebart bedeckt sein schmales Gesicht mit den markanten Wangenknochen.

„Ich habe mal ein wenig recherchiert, was Sie bisher so getrieben haben", erzählt er mir lächelnd. „Der letzte Fall hatte es in sich. Ein Vater hatte seine Stieftochter im Glaspalast verscharrt und wurde dann von seiner Frau umgebracht. Das muss interessant gewesen sein."

„Das trifft es nicht richtig. Es war aufwühlend und verstörend."

„Oder so", zeigt sich Jojo gönnerhaft. „Jedenfalls wünsche ich Ihnen viel Erfolg mit Ihrem jungen Dieb."

„Den werde ich haben."

Wenig später bin ich auf dem Weg zur Schule. DER Schule. Hier lernte einst Franziska von Weßelowski mit ihren drei bösen Freundinnen, die sich das magische Quartett nannten und eine ihrer Mitschülerinnen in ein mobiles Toilettenhäuschen sperrten. Bei dreißig Grad im Schatten ließen sie sie zurück. Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen ihres Opfers. Aber ich weiß, dass es einen grausamen und qualvollen Tod starb. Eingesperrt. Alleingelassen. Sicher schrie sie um Hilfe, bis sie die Kräfte verließen in diesem heißen, engen, stickigen und stinkenden Scheißhaus. Aus diesem Grund sitzt Franziska nun in Untersuchungshaft. Und ich hoffe, dass wenigstens in ihrem Fall die Gerechtigkeit siegt und sie die Höchststrafe erhält. Zehn Jahre Knast. Ohne Freigang. Und falls sich der Richter blenden lässt und Franziska davonkommt, werde ich sie einsperren. Zehn Jahre.

Da sitzen wir uns also wieder einmal gegenüber. Frau Hellwig versucht, mich mit ihren kalten Augen zu töten. Niemals wird es irgendjemandem gelingen, die Schulleiterin von meiner Unschuld zu überzeugen. Ich mag diese Frau nicht. Aber ich habe ihr nicht absichtlich ins Knie geschossen. Das Ziel war der Fuß. Und nicht einmal der von Hellwig, sondern von der Frau, die der Schulleiterin ein Messer an die Kehle hielt. Aber Missgeschicke geschehen nun mal. Jedem Menschen passieren Fehler. Kleine und große. Manchmal schadet man sich selbst. Manchmal anderen. Absichtlich oder versehentlich. Es ist ein Unterschied, ob ich meinen Benziner mit Diesel fülle oder Chirurgen links mit rechts verwechseln. Schon mancher Patient wunderte sich, warum ihm das falsche Bein abgenommen worden war. Nach dem Aufwachen aus der Narkose fehlte beispielsweise das linke Bein, wo doch das rechte seinen Dienst nicht mehr versah. Aber aus der Perspektive des Chirurgen war es das rechte Bein gewesen. Ein anderer Blickwinkel hatte zu dem falschen Ergebnis geführt. Und im Fall von Hellwig leisteten die Chirurgen wirklich sehr gute Arbeit. Wenn man es nicht wüsste, würde man ihr Hinken gar nicht mehr wahrnehmen.

„Gibt es in Ihrer Dienststelle niemanden, der Sie vertreten könnte?" Hellwig drückt die Fingerspitzen fest aneinander, dass es gefährlich knackst. Ihre Knöchel und ihre Nasenspitze sind

kreidebleich. Es gibt keinen Zweifel. Diese Frau würde zur Waffe greifen, wenn sie eine hätte. Vielleicht schmiedet sie schon Pläne, wie sie mich auch ohne Pistole zur Strecke bringen kann. Heute muss sie mich ertragen. Immerhin war sie es, die uns um Hilfe bat. Denn die Pädagogen stoßen bei Tristan Reck an ihre Grenzen. Und inzwischen gibt es wohl drei zu besetzende Stellen. Man benötigt den Abschluss als Schulsozialarbeiter und die Fähigkeit, an den Auswüchsen der teilweise bescheuerten Jugend nicht zugrunde zu gehen.

„Meine Kollegen bearbeiten andere Fälle. Sie müssen bitte mit mir vorliebnehmen."

„Unglaublich, dass Sie immer noch nicht entlassen wurden."

Ich habe keine Lust, Hellwig wieder zu versichern, dass ich sie nicht absichtlich getroffen habe. Es hat keinen Sinn. „Soll ich gehen?" Ich hoffe, Hellwig bejaht mein Angebot, denn der Buchenwald ruft mich. Sehnsüchtig schaue ich aus dem Fenster.

Hellwig bleibt mir eine Antwort schuldig. Stattdessen steht sie auf und geht zu einem Aktenschrank. Dabei hinkt sie übertrieben heftig. Und wenn ich mich nicht täusche, sogar mit dem falschen Bein. Sie zieht eine Schublade auf und kommt mit einem dünnen Hefter zurück, den sie über ihren Schreibtisch in meine Richtung wirft. Es ist die Schülerakte von Tristan Reck. Das Passfoto zeigt einen jungen ungepflegt wirkenden Mann, der vielleicht nicht weiß, dass man sich Haare kämmen kann. „Das ist unser Fuchs."

Verwundert schaue ich auf. „Bezieht sich das auf seine Intelligenz? Weit her kann es damit nicht sein. Immerhin wurde er in letzter Zeit fünfmal beim Mausen erwischt."

„Tristan gehört zur Gruppe der Therianthrops."

„Nie davon gehört. Ist das irgendeine gewalttätige Gang auf Rügen?"

Hellwig schließt die Augen und holt tief Luft. „Es sind Menschen, die sich vollständig als nichtmenschliche Wesen identifizieren."

„Bitte wie? Menschen, die sich als nichtmenschliche Menschen sehen?"

„Wesen."

„Was?"

„Nichtmenschliche Wesen. Sie sehen sich beispielsweise als Wolf. Oder eben als Fuchs."

„Sie verarschen mich doch." Doch dann fällt mir § 131 unseres Strafgesetzbuches ein, wonach man mit einer Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr rechnen muss, wenn man grausame oder unmenschliche Gewalttätigkeiten gegen Menschen oder menschenähnliche Wesen in einer Art schildert, die eine Verherrlichung oder Verharmlosung solcher Gewalttätigkeiten ausdrückt. Ich habe bis heute nicht verstanden, was man mit menschenähnlichen Wesen meint. Dank der Schulleiterin glaube ich, auf der richtigen Spur zu sein. Ich lehne mich zurück und schaue das Foto von Tristan an.

„Tristan möchte nur als Fuchs angesprochen werden. Berücksichtigen Sie das, wenn Sie mit ihm sprechen."

Ich zücke mein Handy und tippe in das Suchfeld *Therianthrops* ein. Schau an. Laut Wikipedia identifiziert sich ein Therianer auf jeder Ebene außer der physischen als eine nichtmenschliche Tierart. Er verhält sich oft wie ein Tier. Als Erklärung wird angefügt, dass man ein Therianer sein könnte, sofern man den Impuls verspürt, sich wie ein nicht-menschliches Tier zu verhalten oder wenn man sich an ein früheres Leben als bestimmtes Tier erinnert. Ich stopfe mein Handy zurück in die Tasche und schaue wieder aus dem Fenster. Herrlich. Diese weißen Wattewolken. Vielleicht sollte ich mich als Furz fühlen. Dann könnte ich gasförmig dort hinauffliegen, die Form eines Arsches annehmen und am Himmel gleiten.

„Unser Fuchs wartet im gegenüberliegenden Büro auf Sie."

„Hm." Ich stehe auf, klemme mir die dünne Akte unter den Arm und schließe hinter mir die Bürotür von Hellwig. Ihren eisigen, kalten Blick auf meinem Rücken ertrage ich nur schlecht. Ich überquere den Korridor und betrete das Zimmer, das mit N. N. beschriftet ist. Wenn ich mich richtig erinnere, saß ich hier dem Lehrer meiner Träume gegenüber. Opitz war Vertrauenslehrer und ersetzte für einige Zeit die Schulsozialarbeiterin, die kurz darauf ein Messer an die Kehle von Hellwig hielt.

Tristan Reck sitzt in einer Ecke auf dem Fußboden. Er schenkt mir einen kurzen, gelangweilten Blick und widmet sich dann wieder seiner Arbeit. Er sortiert irgendwelche Schriftstücke.

„Mein Name ist Jessica Burmeister. Ich wurde aufgefordert, mit Ihnen zu reden. Sie haben in den letzten Wochen fünf Diebstähle begangen."

„Das ist nicht wahr."

„Unser Gespräch hat noch gar nicht richtig begonnen. Und Sie leugnen schon alles."

„Es waren sieben."

Ich setze mich auf einen Stuhl und krame meine Lesebrille hervor. „Queere Jugendarbeit – Geschlechtliche Vielfalt in der Jugend(Verbands)Arbeit: Zugänge und Freiräume für trans* und nichtbinäre Jugendliche ermöglichen"

Tristan schaut zu mir auf. „Die Alte glaubt, dass sie mit der Zeit gehen muss und erfindet immer neue Projekte. Das ist auf ihrem Mist gewachsen." Der junge Mann reicht mir ein Blatt. „Wir sind eine Gruppe von queeren und straighten Lehrer*innen und Schüler*innen, die sich für Vielfalt und den Respekt aller (!) einsetzen. Wir leisten einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung und sind Ansprechpartner bei Fragen zum Thema queer. Wir leben Vielfalt und bilden ein sich stetig vergrößerndes Netzwerk und Safespace." Ich hole tief Luft und schaue den siebenfachen Dieb an. „Fällt Ihnen was auf?"

„Sollte mir was auffallen?"

„In diesem Text läuft noch nicht alles genderrund. Ansprechpartner ist ein herber Rückfall."

„Sie sind eine ganz Schlaue, was", grinst Tristan.

„Ich arbeite bei der Polizei."

„Eben."

Ich lehne mich zurück und schaue den jungen Mann abwartend an. Irgendetwas scheint ihm unter den Nägeln zu brennen.

„Ich soll bei dieser Scheiße mitarbeiten. Mich einbringen. Engagieren. Möglichst freiwillig und voller Enthusiasmus. So will es die Oberin."

„Sie sprechen von der Schulleiterin?"

„Von wem denn sonst? Schauen Sie sich mal an, was die alles plant." Tristan reicht mir die nächste Seite. „Aktionstag gegen Homo-, Bi-, Inter- und Transphobie. Wir schaffen Akzeptanz für die LGBTQIA+ Community und beteiligen uns am IDAHOBIT, dem Internationalen Tag gegen Homo-, Bi-, Inter-, Transphobie. Noch immer kommt die Mehrheit der Schüler*innen mit den Themen Gender und Queerness im Unterricht nicht in Berührung. Das ist erschreckend, denn es handelt sich um sehr wichtige Themen. In unserer Gesellschaft sind vielfältige Lebens- und Familienformen Alltag. Alle Menschen sind Teil dieser Vielfalt: Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transidente und Intergeschlechtliche."

Ich lege das Blatt Papier zur Seite und schaue aus dem nächsten Fenster. Herrlich, diese wunderbaren weiße Wattewolken. Es ist schön, dass es noch nicht möglich ist, sie in den Farben des Regenbogens zu besprühen.

„Zum Kotzen, nicht wahr?"

„Sie finden diese Genderbewegung wirklich zum Kotzen?"

„Ich finde es zum Kotzen, dass die Alte mich beauftragt hat, in ihrem Projekt mitzuarbeiten. Das geht mich nichts an. Ich bin nun mal ein Fuchs." Tristan steht auf und dreht mir den Hintern zu. Ein langer Schwanz guckt mich an.

„Du bist doch bescheuert", murmle ich.

„Haben Sie was gesagt?"

„Keinen Ton."

„Das soll ich in den Klassen verteilen", erklärt mir Tristan. Ich verspüre irgendeinen Brechreiz. Dieses Gefühl kann doch unmöglich mit dem köstlichen Mittagessen zu tun haben! Warum nur ist mir wie kotzen? Liegt es an der „Handreichung Trans*, Inter*, Nicht-Binär", die mir Tristan in die Hand drückt?

„Warum machen Sie Diebstähle zu Ihrem Hobby? Und warum werden Sie ständig dabei erwischt? Füchse sind schlaue Tiere. Aber bei Ihnen scheint die Intelligenz im Arsch zu sein. Außerdem gehen Füchse in keinen Supermarkt. Wenn Sie Hunger verspüren, sollten sie über Felder laufen und nach Mäusen Ausschau halten."

Tristan Reck sieht mich böse an. „Komm mir bloß nicht blöd."

„Ich habe Ihnen nicht erlaubt, mich zu duzen."

„Ist mir scheißegal."

„Passen Sie mal auf. Wir kürzen das Gespräch jetzt radikal ab. Ein zweites Gespräch zwischen uns wird es in dieser Form wie heute nicht wieder geben. Sollte uns nur noch ein durch Sie begangener Diebstahl angezeigt werden, zerre ich Sie an Ihrem Schwanz ins Präsidium. Und dort sprechen wir Klartext. Ich habe die Schnauze voll von eurer Generation Z. Eure einzige Stärke besteht darin, sinnfrei auf allen möglichen Smartphones, PCs, Laptops und Tablets herumzudaddeln. Aber ihr könnt kaum noch einen Stift halten, weder lesen noch schreiben. Ihr seid allesamt zu Weicheiern geworden. Ihr seid nicht belastbar. Ihr fallt bei der kleinsten Anstrengung um. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben Frauen und Kinder an sieben Tagen in der Woche in Ruinen geschuftet, damit aus Trümmern wieder Gebäude entstehen konnten. Was könnt ihr noch? Sagen Sie mir das! Wie lange könnten Sie körperlich hart arbeiten? Ich gehe jede Wette mit Ihnen ein, dass Sie nach einer Stunde am Boden liegen würden. Nach Luft japsend und röchelnd. Mit eurer Generation kann man nach einem Krieg nichts wieder aufbauen. Und schon gar nicht kann man mit euch einen Krieg gewinnen." Ich greife nach meiner Tasche und drehe mich auf dem Absatz um.

„Sie haben pauschal die heutige Generation verurteilt", sagt Reck.

„Gehen Sie mir nicht auf die Eier", lautet meine Antwort. „Es mag Ausnahmen geben. Aber Sie gehören definitiv nicht dazu."

„Wollen wir wetten?"

„Ich wette nie."

„Schade."

Ich habe die Türklinke bereits in der Hand. Aber eine Frage muss ich noch loswerden. „Fühlen Sie sich tatsächlich als Fuchs?"

Tristan Reck bleibt mir eine Antwort schuldig. Und ich kann weder seinen Blick noch sein Lächeln deuten. Mit einem Knall fällt die Tür hinter mir ins Schloss. Auf dem nach Schule miefenden Korridor bleibe ich erst einmal stehen. Wie kommt es, dass junge Menschen glauben, Tiere zu sein oder dem anderen Geschlecht anzugehören?

Ich erschrecke, als das Läuten der Schulklingel das Ende einer Unterrichtsstunde verkündet. Die Türen werden aufgerissen. Und ein Strom junger Menschen schiebt sich an mir vorbei. Ich trete zur Seite und warte, bis die Letzten an mir vorbeigelaufen sind. Aus einem Klassenzimmer höre ich die Stimme von Hellwig. Sie spricht mit einem jungen Lehrer. Leider Gottes nimmt sie mich wohl aus den Augenwinkeln wahr. „Wie ist es mit unserem Fuchs gelaufen?"

„Er ist noch unschlüssig, ob er sich als männlicher oder weiblicher oder nonbinärer Fuchs identifizieren soll. Zum Glück kann er aus den Informationsmaterialien die richtigen Schlussfolgerungen ziehen."

Hellwig trachtet mir nach dem Leben. Da gibt es gar keinen Zweifel. Ihr Blick ist eindeutig. Ich frage mich immer öfter, warum sie auf mich so eine Wut hat. Schließlich hat sie einst den Leichnam einer ihrer Schülerinnen verschwinden lassen und deren Mutter in den Irrsinn getrieben. Und noch mehr frage ich mich, warum sie noch immer ihren Dienst als Schulleiterin versehen darf. Aus meiner Sicht dürfte diese Frau nicht einmal als Putzfrau an einer Schule beschäftigt werden.

„Ich darf Sie bitten, kurz zu warten. Ich möchte nur mit Herrn Ziegler ein Projekt besprechen. Herr Ziegler ist unser Referendar für die Unterrichtsfächer Ethik und GRW."

Wortlos nehme ich auf einem Stuhl Platz. Der Referendar schaltet den Beamer ein. Auf der interaktiven Tafel läuft ein Kurzfilm aus der KIKA-Kinderserie „Die Pfefferkörner". Ein angebliches

Transgender-Kind erklärt der Freundin, dass die Pubertät mit Hormonblockern gestoppt werden kann und äußert den Wunsch, sich später unbedingt operieren zu lassen. Die Freundin versteht selbstverständlich das Transgender-Kind und tröstet es, weil es doch nur so sein will, wie es eben ist.

„Sehr gut", lobt Hellwig den jungen Lehrer für dessen Auswahl. „Dieser Film richtet sich an das junge Publikum im Alter von 9 bis 13 Jahren. Damit ist er ausgezeichnet für die Klasse 6 geeignet. Sie haben eine gute Wahl getroffen, Herr Ziegler."

Ich verspüre schon wieder ein flaues Gefühl in der Magengegend. Es kann unmöglich am köstlichen Mittagessen liegen, dass es mir schon wieder wie kotzen wird. Die Schulleiterin lobhudelt Herrn Ziegler weiter, der selbstgefällig grinsend Dank und Anerkennung entgegennimmt. Ich stehe auf und verlasse das Klassenzimmer. „Frau Burmeister! Moment!" Genüsslich ignoriere ich die Stimme von Hellwig. „Frau Burmeister! Hallo! Sie sind mir noch eine Antwort schuldig! Sie können doch nicht einfach so gehen! Ich werde mich über Sie beschweren! Hören Sie?!" Je lauter sie ruft, umso besser wird es mir. Es tut mir gut, auf ihre Rufe nicht zu reagieren.

Auf dem Schulhof komme ich wieder zu mir. Sonne und Sturm erden mich. Mit Riesenschritten gehe ich hinunter zum Alten Stadthafen, lasse das ehemalige Café Gumpfer links liegen und klettere kurz darauf unterhalb des Hochuferweges über Stock und Stein. Mein Ziel ist ein vor langer Zeit abgestürzter Baumriese. Ich setze mich auf den einst stolzen Baum und schaue sehr lange auf die wogende See. Ein wenig hatte ich gehofft, Opitz wiederzusehen. Opitz, den Lehrer meiner Träume und Vater des Mädchens, das Hellwig in einen Brunnen warf, um den guten Ruf „ihrer" Schule nicht zu schädigen. Ich staune, dass er nicht schon längst wieder an eine andere Schule gewechselt ist. Aber vielleicht sucht er auch die Konfrontation mit Hellwig. Und wenn ich viel Glück habe, treibt er sie in den Wahnsinn.

Der Herbststurm peitscht die Wellen an das steinige Ufer. Ich werde von ein paar Gischttropfen getroffen. Meine Lippen schmecken salzig. Ich rutsche vom Baumstamm und laufe weiter. Weiche den Wellen aus. Klettere über große und kleine Steine. Zwei Ausflugskähne sind auf dem Rückweg. Die Tonkonserve schallt bis zu mir. Der Sturm lässt für ein paar Sekunden nach, und das Rauschen der Buchenwälder wird ein wenig leiser. Und nun höre ich auch mein Handy klingeln. Ganze fünf Anrufe habe ich verpasst. „Burmeister."

Willi erkundigt sich, ob es mir gut geht. Seine Stimme klingt in keinster Weise besorgt. Gereizt trifft es wohl eher. Doch dann schlägt er mir vor, dass wir uns im „Gastmahl des Meeres" treffen. Ein Strahlen überzieht mein Gesicht. Mit Sebastians kleiner Familie ist alles in Ordnung. Gottfried Brechtken ist noch immer scharf auf mich. Dr. Henning Wahlberg ist ein guter Freund. Und mein Mann lädt mich zum Abendessen ein. Die Sonne scheint. Der Himmel ist blau. Die Wolken sind weiß. Die See dunkelblau. Die Buchenwälder leuchten rot. Ja, die Welt ist nicht in Ordnung. Aber sie kann unbeschreiblich schön sein.